

Annette Schavan

Gott hat uns auf den Menschen verpflichtet

Jahresempfang des Bischofs von Hildesheim, Norbert Trelle am 2. Juli 2015

Benediktinerinnenabtei Hildesheim-Marienrode

Wer war er, Jesus von Nazareth, und wer sind wir? – So können wir fragen, wenn wir uns vergewissern wollen, was uns als Christen aufgetragen ist, worum wir uns sorgen sollen und worin das Proprium des Christentums besteht. Worin wir unsere Verantwortung sehen und was unser Proprium ausmacht, ist wiederum in unseren Beziehungen in der Zivilgesellschaft, zum Staat und zu anderen Religionen und Konfessionen relevant.

Wir werden danach gefragt, auch wenn wir dachten, das komme in Zukunft nicht mehr so häufig vor. Wir hatten uns vielleicht zu sehr mit dem Gedanken angefreundet, die Volkskirche vergangener Jahrzehnte gehe dem Ende zu, und wir haben das gleichgesetzt mit der Privatisierung der Religionen. Wir sind eines anderen belehrt worden. Die Volkskirche aus unserer Jugend mag so nicht mehr existieren. Wir leben heute in einer religiös-pluralen Gesellschaft. Gerade diese Entwicklung aber macht die Rechenschaft über den Grund unserer Hoffnung (vgl. 1 Petr. 3,15) bedeutsam. Die Bereitschaft zu dieser Rechenschaft gehört zu den Voraussetzungen für den Dialog der Religionen. Der wiederum ist unverzichtbar, wenn Religionen ihr Potenzial zum Frieden entwickeln sollen. In religiös-pluralen, modernen Gesellschaften ist der Friede zwischen den Religionen und Konfessionen eine Voraussetzung für den Frieden in der Welt. Der Blick in zahlreiche Regionen der Welt zeigt auf erschreckende Weise das Gewaltpotenzial, das auch in den Religionen steckt; zeigt die Gefahr, nicht Wege des Dialogs zu gehen, sondern

Religion für Gewalt und Terrorismus zu instrumentalisieren. Es ist in diesem Zusammenhang erschreckend, dass die Christen heute die am meisten verfolgte Religion sind. Die Christenverfolgung ist heute größer als in den Zeiten des frühen Christentums.

Der Dialog der Religionen meint nicht, eigene Traditionen und ihre Kultur prägende Kraft zu verniedlichen oder gar zurückzunehmen. Das jeweilige Proprium einer Religion, also auch des Christentums, muss vielmehr in den Dialog eingebracht werden. Auch deshalb ist religiöse Bildung in den Gemeinden und in den öffentlichen Schulen bedeutsam. Sie werden bei uns unterschätzt. Wenn wir z.B. denken, dass ein allgemeiner Werteunterricht anstelle des Religionsunterrichts treten kann. Religiöse Bildung und theologische Wissenschaft stehen für Klärung und Aufklärung als beste Wege gegen die Vereinnahmung von Religion. Sie wird mit der Erwartung verbunden, die Pflicht zur Toleranz zwischen den Religionen (Moses-Mendelsohn) zu lehren.

Zurück zu den eingangs genannten Fragen: wer war er und wer sind wir?

Er, Jesus von Nazareth, ist für uns deshalb so bedeutsam, weil das Christentum keine besondere Philosophie ist, sondern Einladung zur Nachfolge. Er, der Mensch gewordene Gott, lädt Menschen zur Nachfolge ein. Zu seinem Leben gehören bemerkenswerte Begegnungen und Worte, die uns das Proprium des Christentums erschließen. Papst Franziskus hat in dem Gottesdienst zum Abschluss des Konsistoriums am 14. Februar 2015 auf zwei unterschiedlichen Logiken hingewiesen. Die Logik der Gesetzeslehrer und die Logik Jesu, die eine Logik des Gottes der Barmherzigkeit sei. Die eine Logik ist geprägt von „der Angst, die Gerechten zu verlieren“. Die andere von dem Wunsch, „die Verlorenen zu retten“. Letztere sei die

Logik Jesu, „niemanden zu verlieren“ (Joh, 6,3a und 18,9). Das Proprium des Christentums bestehe darin, „die Barmherzigkeit Gottes über alle Menschen auszugießen, die sie mit ehrlichem Herzen erbitten.“ Die Logik der Gesetzeslehrer führe, so Papst Franziskus, zur Ausgrenzung; die Logik Jesu sei gekennzeichnet von dem Willen zur Eingliederung und davon, niemanden zu verlieren. Das erinnert uns an den Hinweis von Franziskus am Beginn seines Pontifikates im Zusammenhang mit dem biblischen Gleichnis vom Hirten, der seine Herde verlässt, um ein verlorenes Schaf zu suchen. Heute sei es umgekehrt. „...wir haben eines von ihnen; uns fehlen die anderen neunundneunzig! Wir müssen hinausgehen, wir müssen zu ihnen gehen! In dieser Kultur – sagen wir die Wahrheit – haben wir nur ein Schaf, wir sind in der Minderheit! Und spüren wir die Leidenschaft, den apostolischen Eifer, hinauszugehen, und die anderen neunundneunzig zu finden?“ (auf einer Pastoraltagung in Rom, 17. Juni 2013). Und er fährt fort: „es ist einfacher zu Hause zu bleiben, mit dem einen Schaf! Es ist einfacher mit diesem Schaf, es zu kämmen, es zu streicheln ...“. Damit verbindet er die Aufforderung, an die Peripherie zu gehen. Unsere Grundhaltung müsse Integration, nicht Ausgrenzung sein. Nicht urteilen, sondern einladen lautet die Devise.

Die Logik Jesu beinhaltet nicht die Ablehnung des Gesetzes. Er selbst sagt: „Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen“ (Mt, 5,17). Es geht ihm um eine Auslegung des Gesetzes, die deutlich macht: das Gesetz ist für den Menschen da, nicht der Mensch für das Gesetz. Eindrucksvoll wird das deutlich, wenn er über den Umgang mit dem Sabbat spricht. „Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat.“ (Mk, 2,27).

Papst Franziskus stellt uns Jesus von Nazareth vor als den Mittelpunkt unseres Glaubens. „Im Mittelpunkt unseres Glaubens steht nicht nur ein Buch, sondern eine Geschichte des Heils und vor allem eine Person: Jesus Christus“ (12. April 2013, Ansprache bei der Vollversammlung der Päpstlichen Bibelkommission). Er stellt ihn uns vor als den Mensch gewordenen Gott, der uns auf den Menschen verpflichtet.

Wer sind wir?

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in seinem Herzen seinen Widerhall findet“ (GS, 1). Zu den großen Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils, an dessen Abschluss vor fünfzig Jahren wir uns im Dezember diesen Jahres erinnern, gehört die Pastorkonstitution *Gaudium et spes* – über die Kirche in der Welt von heute. Darin formulieren die Konzilsväter eine neue Beziehung der Kirche zur Welt. Sie setzen sich auseinander mit neuen Entwicklungen und verbinden damit die Aufforderung, die Zeichen der Zeit zu verstehen.

Gaudium et spes ist der entscheidende Schritt, mit dem das Konzil die über mehr als hundert Jahre verfestigte Gegenüberstellung von Kirche und Welt zugunsten eines solidarischen Mitseins der Kirche in der Welt überwindet. Seither hat die Kirche auch ihren Platz in modernen, pluralen Gesellschaften finden können.

Diesen Schritt vollzieht das Konzil indem es an eine biblische Kategorie erinnert. Im Lukasevangelium heißt es: „Außerdem sagte Jesus zu den Leuten: sobald Ihr im Westen Wolken aufsteigen seht, sagt Ihr: es gibt Regen. Und es kommt so. Und wenn der Südwind weht, dann sagt Ihr: es wird heiß. Und es trifft ein. Ihr Heuchler! Das Aussehen der Erde und des Himmels könnt Ihr deuten. Warum könnt Ihr dann

die Zeichen dieser Zeit nicht deuten? Warum findet Ihr nicht schon von selbst das rechte Urteil? (Lk, 12,54-57). Das Konzil stellt sich dieser Aufforderung Jesu angesichts einer grundlegend veränderten Welt. Es ist in der Rezeption des Konzils manches Mal kritisiert worden als Anpassung an die Welt. Gemeint ist aber eigentlich, sich an den biblischen Ursprung zu erinnern. Kirchliches Handeln geschieht in einer konkreten Welt, macht sich damit nicht gleich, muss sich aber immer wieder neu darum bemühen, zu verstehen, was in dieser Welt geschieht und sich verändert hat. Wenn kirchliches Handeln auf den Menschen verpflichtet ist, dann ist eine grundlegende Voraussetzung dafür, dieser Erwartung gerecht zu werden, das konkrete Leben der Menschen zu verstehen. Das minimiert nicht die Bedeutung von Tradition und Lehre, gibt aber zu verstehen, dass Kirche zu keinem Zeitpunkt ihrer Geschichte aufhört zu lernen und Neues zuzulassen. In den Worten von Papst Franziskus: „Wir feiern das Konzilsjubiläum, und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört. Wir wollen uns nicht verändern und es gibt sogar Stimmen, die gar nicht vorwärts wollen, sondern zurück. Das ist dickköpfig, das ist der Versuch, den Heiligen Geist zu zähmen. So bekommt man ein törichtes und lahmes Herz.“ (16. April 2013, Predigt im vatikanischen Gästehaus Sankt Marta).

Papst Franziskus will die Erneuerung der Kirche durch die Erinnerung – an den Ursprung des Christentums und an das Zweite Vatikanische Konzil. Er fordert eine „Revolte des Geistes“ (Andrea Riccardi), weshalb manche von einem radikalen Papst sprechen. Er sei weder liberal noch konservativ, sondern eben radikal. Wenn das so ist, dann erübrigt sich vermutlich auch manche Auseinandersetzung zwischen Liberalen und Konservativen in der Kirche. Seine Radikalität wirkt klärend. Sich seiner Wurzeln zu erinnern, bedeutet ja nicht die Erinnerung an eine statische Größe. Aus der Natur wissen wir, dass sich das Wurzelwerk im Laufe der Zeit verändert und

in dieser Veränderung in der Natur Stabilität wächst. Das Wachstum des Wurzelwerkes und die damit verbundene Veränderung erst ermöglicht in Wachstumsprozessen Stabilität. Wollten wir ein Wurzelwerk in seinem Wachstum begrenzen oder gar stoppen, so wäre das in der Natur der sichere Weg zur Instabilität. Zeichen der Zeit und Besinnung auf die Wurzeln des Christentums sind also keine Alternativen.

Laudato si, die neue Enzyklika des Papstes „Über die Sorge für das gemeinsame Haus“ ist ein gutes Beispiel dafür. Manche nennen sie eine Umweltenzyklika und kritisieren die Skepsis des Papstes gegenüber Ordnungen des Wirtschaftens, die zu mehr Exklusion denn Inklusion führen. Das genaue Studium des Textes von Laudato si zeigt, dass die fundamentale Botschaft dieser Enzyklika auf Gerechtigkeit zielt. Laudato si steht in der Tradition von „Rerum Novarum“ (1891, Papst Leo XIII.). Sie legt dar, dass Armutsbekämpfung und Klimaschutz keine Alternativen sind, vielmehr in einem engen Zusammenhang stehen. Er ruft in Erinnerung, dass das Gemeinwohl vor Individualinteressen steht. Das ist gute alte Tradition der katholischen Soziallehre. Um dem Gemeinwohl gerecht zu werden, können auch Eigentumsrechte beschränkt werden. Zum Gemeinwohl zählt Papst Franziskus die Atmosphäre und die Aufmerksamkeit für Veränderungen, die sich schädlich vor allem für die Armen auswirken. Die von ihm hart kritisierte Ordnung des Wirtschaftens („Diese Wirtschaft tötet“ EG) bezieht sich auf eine Ordnung des Kapitalismus, die die Gemeinwohlorientierung leugnet. Soziale Marktwirtschaft, wie wir sie kennen, meint etwas anderes. Dazu gehört die Gemeinwohlorientierung des Eigentums. Dazu gehört die Verbindung von sozialer Verantwortung und dem Marktgeschehen. Das hat in Deutschland zu einer über Jahrzehnte währenden Erfolgsgeschichte geführt – im Blick auf ökonomischen und sozialen Erfolg. Das hat eine funktionierende Sozialpartnerschaft hervorgebracht, die Deutschland aus der Finanzkrise vor einigen

Jahren stärker herausgeführt hat, als wir hinein gegangen sind. Wer politische Grundsatzprogramme der Parteien in Deutschland liest, der weiß, wie groß der Konsens über die Grundprinzipien der Sozialen Marktwirtschaft ist. Beispielhaft zitiere ich aus dem Ahlener Programm der CDU vom 3. Februar 1947: „Das kapitalistische Wirtschaftssystem ist den staatlichen und den sozialen Lebensinteressen des deutschen Volkes nicht gerecht geworden. Nach dem furchtbaren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenbruch als Folge einer verbrecherischen Machtpolitik kann nur eine Neuordnung von Grund aus erfolgen. Inhalt und Ziel dieser sozialen und wirtschaftlichen Neuordnung kann nicht mehr das kapitalistische Gewinn- und Machtstreben, sondern nur das Wohlergehen unseres Volkes sein. Durch eine gemeinwirtschaftliche Ordnung soll das deutsche Volk eine Wirtschafts- und Sozialverfassung erhalten, die dem Recht und der Würde des Menschen entspricht, dem geistigen und materiellen Aufbau unseres Volkes dient und den inneren und äußeren Frieden sichert.“ So könnte es auch in *Laudato si* stehen. Wollten wir diese Passage in einem prägnanten Satz zusammenfassen, dann würde der lauten: unsere Ordnung des Wirtschaftens ist auf den Menschen und seine Würde, seine Freiheit und Entfaltung ausgerichtet. Damit sind in der globalen Welt des 21. Jahrhunderts nicht alle Probleme gelöst. Gleichwohl lohnt es sich, die Grundprinzipien der sozialen Marktwirtschaft in Deutschland in Beziehung zu setzen zu dem Vorrang des Gemeinwohls, der in *Laudato si* gefordert wird. „Das Gemeinwohl geht vom Respekt der menschlichen Person als solcher aus. Mit grundlegenden und unveräußerlichen Rechten im Blick auf ihre ganzheitliche Entwicklung.... Die gesamte Gesellschaft und in ihr in besonderer Weise der Staat „hat die Pflicht, das Gemeinwohl zu verteidigen und zu fördern“ (157). *Laudato si* ist nach meinem Verständnis – wie einst „*Rerum Novarum*“ - die Eröffnung eines neuen Kapitels in der Entwicklung der katholischen Soziallehre. Die Weiterentwicklung

unseres Verständnisses vom „Gemeinwohl“ im Blick auf die Humanökologie gehört heute zu den Zeichen der Zeit.

Das Konzil hat die Kirche als pilgerndes Volk definiert. Zu allen Zeiten haben sich daraus in der katholischen Kirche neue Bewegungen und geistliche Aufbrüche entwickelt. Keine Zeit ist ungeeignet, solche neuen geistlichen Aufbrüche zu ermöglichen. Dazu muss es uns gelingen, nicht ständig den Eindruck zu haben, es sei der Kirche in der Vergangenheit besser ergangen als heute. Es braucht vielleicht eine höhere Sensibilität für das, was in der Gegenwart möglich und notwendig ist. Das ist auch eine Art Spurensuche, die von uns erwartet wird. Papst Franziskus gibt uns hierzu Hinweise – auch darauf, dass die Barmherzigkeit eine Offenbarungswahrheit ist, die nicht quer zur Lehre steht, vielmehr zu ihr gehört. „Für mich ist das die stärkste Kraft der Botschaft des Herrn: die Barmherzigkeit“ (17. März 2013, Predigt in Sant’Anna im Vatikan).

Franziskus knüpft dabei an seinen Vorgänger Johannes Paul II. an, der in seiner zweiten Enzyklika mit dem Titel „Dives in misericordia“ (1980) die Barmherzigkeit bereits als wesentliche Grundlage und als Schlüssel für das Verständnis des Christentums gewürdigt hat.

Barmherzigkeit ist die wohl stärkste Grundhaltung, sich auf den Menschen verpflichten zu lassen. Sie meint jene Hinwendung, die nicht ständig bewertet, vielmehr zu verstehen sucht, welche konkreten Nöte Menschen bewegen und belasten. Sie sieht nicht in jedem Scheitern die Abkehr von unseren traditionellen Ordnungen und überwindet die Scheu, sich den Nöten der Menschen zu stellen. Genau das steht am Anfang der Pastoralconstitution und des Zweiten Vatikanischen Konzils, wie eben zitiert.

Nach dem Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils und dem damit verbundenen aggiornamento gab es einen Aufbruch in der Kirche. Heute kann es den wieder geben. Damit ist die Chance verbunden, dass die katholische Stimme im Dialog der Religionen eine Stimme der Klärung und Aufklärung ist. Das ist letztlich eine Chance für den Frieden zwischen den Religionen und für den Frieden in der Welt.

Sperrfrist: 02. Juli 2015 um 17.30 Uhr